

Thomas Schlemmer

Zwischen Hunger und Hoffnung. Ernährung und Alltag in (West-)Deutschland von der „Rationengesellschaft“ zum „Wirtschaftswunder“

1 Mami, was ist das? Oder: „Schokoladentag“

Anfang 1947 konnten es viele Berliner Kinder nicht erwarten, dass die Schule begann – zumindest jeden fünften Tag nicht. Was lockte an diesen Tagen auch Schülerinnen und Schüler in die Klassenzimmer, die ansonsten nur wenig mit Deutsch und Mathematik anzufangen wussten? Warum ließen sich sogar diejenigen blicken, die großzügig Auszeiten vom Unterricht nahmen und als allseits bekannte Schwänzer galten? Die Antwort war rechteckig, in dickes Papier gehüllt und wog ganze 56 Gramm: Schokoladentäfelchen, die die Kinder als Teil der Schulspeisung erhielten, eine lange entbehrte Köstlichkeit, die viele Erst- und Zweitklässler zuvor nur aus den Erzählungen ihrer Eltern kannten. Der „Schokoladentag“ war der süße Höhepunkt einer ansonsten kargen Woche, und das Lehrpersonal musste zusehen, dass die Kinder auch etwas von der Kostbarkeit abbekamen und dass sie nicht von den Familien als willkommene Handelsware auf dem Schwarzmarkt betrachtet wurde.¹ Die Schulspeisungen, die es nach 1945 überall in Deutschland gab, waren ein Instrument, um den nahezu allgegenwärtigen Mangel und den nagenden Hunger zu bekämpfen, der vor allem die schwächsten Glieder der „Zusammenbruchsgesellschaft“² traf: Kinder, Alte, Kranke und Invaliden. Daher verwundert es nicht, dass alle 37 Schülerinnen einer siebten Volksschulklasse in Nürnberg auf die Frage, was sie sich am meisten wünschen würden, nur eine Antwort kannten: „Ich wünsche mir mehr zu essen.“ Eine Schülerin schrieb in ihrem Aufsatz: „Ich wünsche mir einen Kuchen, aber das kann meine Mutter nicht machen, denn wir haben ja nicht einmal Brot.“³

¹ Vgl. Alexander Häusser, Gordian Maugg: Hungerwinter. Deutschlands humanitäre Katastrophe 1946/47. Berlin 2009, S. 165 f. – In dankbarer Erinnerung an meine Großmutter Rosa Albert und Anna Kaindl, die Krieg und Besatzungszeit als junge Frauen mit kleinen Kindern erlebten; ihr Verhältnis zu Lebensmitteln war immer besonders.

² Christoph Kleßmann: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955. Bonn 1982, S. 7.

³ Nürnberger Nachrichten v. 17. Aug. 1946, zit. nach Wolfgang Protzner: Vom Hungerwinter bis zum Beginn der „Freßwelle“. In: Ders. (Hrsg.): Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden 1987, S. 11–30, hier S. 22.

Hunger war also eine Zentralerfahrung der Nachkriegszeit, und obwohl das Thema „zeitlos“ ist, „ohne deshalb geschichtslos zu sein“,⁴ dauerte es bis in die 1980er-Jahre, bis sich die (west-)deutsche Geschichtswissenschaft dieses Themas angenommen hat. Voraussetzung dafür war so etwas wie ein doppelter Perspektivenwechsel, der sowohl eine Hinwendung zu Problemen der Alltags- und Erfahrungsgeschichte als auch die Entdeckung der Vor- und Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland als Forschungsfeld mit sich brachte. Das Resultat waren zahlreiche Regional- und Lokalstudien zu allen drei westlichen Besatzungszonen⁵ sowie einige problemorientierte Gesamtdarstellungen, von denen die Arbeiten Paul Erkers und Günter Trittel wohl die gelungensten sind.⁶ In den 1990er-Jahren wurde es dagegen wieder still um die Geschichte der ersten Nachkriegsjahre, was vor allem eine Folge der zahlreichen Publikationen war, die inzwischen dazu existierten, aber auch daran lag, dass nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten und der Auflösung der Sowjetunion neue Themen und neue Quellen die Aufmerksamkeit der Historikerinnen und Historiker auf sich zogen. Erst in letzter Zeit hat die kriegsbedingte Hungerkrise samt ihren Folgen wieder verstärkt Beachtung gefunden, wobei sich neue Akzente feststellen lassen: eine Einbettung der deutschen in die europäische Geschichte sowie eine Verflüssigung der Zäsur des Jahres 1945 durch übergreifende Fragestellungen.⁷ Das Thema Hunger ist also wie die Besatzungszeit allgemein für Westdeutschland vergleichsweise gut erforscht, auch wenn es hier und da noch weiße Flecken gibt und noch stärker nach Regionen, sozialen Gruppen und Generationen differenziert werden könnte.

Dieser Aufsatz erhebt nicht den Anspruch, einen Beitrag zur Beseitigung dieser Desiderate zu leisten. Es geht im Folgenden vielmehr darum, einen zusammenfassenden Überblick zu geben, die Ernährungsfrage in die politische und die Alltagsgeschichte Westdeutschlands zwischen Totalem Krieg, bedingungsloser Kapitulation und „Wirtschaftswunder“ einzuordnen und nach erfahrungsgeschichtlichen Folgen der vielleicht größten Hungerkrise seit dem Beginn der Industrialisierung zu fragen. Dies soll in drei Kapiteln geschehen. Das erste skizziert den nachhaltigen Mangel an Lebensmitteln aller Art als Folge des Zweiten Weltkriegs, genauer: als Folge des Totalen Kriegs nationalsozialistischer Prägung; das zweite zeichnet den prekären Neubeginn bis zur Währungsreform im Juni 1948 nach, die – wie im dritten Kapitel zu zeigen sein wird – eine Voraussetzung dafür

⁴ Vorwort zu: *Ulrich-Christian Pallach* (Hrsg.): Hunger. Quellen zu einem Alltagsproblem seit dem Dreißigjährigen Krieg. Mit einem Ausblick in die Dritte Welt. München 1986, S. 7–9, hier S. 7.

⁵ Vgl. z. B. *Karl-Heinz Rothenberger*: Die Hungerjahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Ernährungs- und Landwirtschaft in Rheinland-Pfalz 1945–1950. Boppard a. R. 1980; *Gabriele Stüber*: Der Kampf gegen den Hunger 1945–1950. Die Ernährungslage in der britischen Zone Deutschlands, insbesondere in Schleswig-Holstein und Hamburg. Neumünster 1984.

⁶ Vgl. *Paul Erker*: Ernährungskrise und Nachkriegsgesellschaft. Bauern und Arbeiterschaft in Bayern 1943–1953. Stuttgart 1990; *Günter J. Trittel*: Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizone (1945–1949). Frankfurt a. M./New York 1990.

⁷ Vgl. etwa *Alice Weinreb*: Modern Hungers. Food and Power in Twentieth-Century Germany. New York 2017; *Heather Merle Benbow, Heather R. Perry* (Hrsg.): Food, Culture and Identity in Germany's Century of War. Cham 2019.

war, dass der „Traum vom Sattwerden“⁸ schon Anfang der 1950er-Jahre für immer mehr Westdeutsche Realität wurde.

2 Der Preis des Totalen Kriegs

„Wir haben im Krieg nicht gehungert, nach'm Krieg haben wir gehungert.“⁹ Überraschende Aussagen dieser Art hört und liest man häufiger, wenn Männer und Frauen der Kriegsgeneration auf ihre Kindheit zurückblicken. Überraschend deshalb, weil sie auf den ersten Blick paradox sind, gelten Krieg und Hunger doch gemeinhin als zwei Seiten derselben Medaille. Dies hatte sich noch im Ersten Weltkrieg bewahrheitet, als sich der „Kohlrübenwinter“ 1916/17 tief ins kollektive Gedächtnis der deutschen Gesellschaft einbrannte. Hunger und Unterernährung kosteten zwischen 1914 und 1918 etwa 800.000 Menschen das Leben, und es war nicht zuletzt die Versorgungskrise, die das Deutsche Reich schließlich dazu zwang, die Waffen zu strecken.¹⁰ Das Trauma des Zusammenbruchs war insbesondere den Nationalsozialisten eine Lehre, die der Ernährungsfrage bei ihrer Politik der Aufrüstung und Kriegsvorbereitung nach 1933 besondere Aufmerksamkeit zuteilwurden ließen.¹¹ Oder wie es Herbert Backe, einer der wichtigsten Architekten der deutschen Kriegernährungswirtschaft Anfang 1943 formulierte: „Die Ernährungswirtschaft im *Kriege* darf sich nur im Ausmaß und nicht im Grundsatz vom Frieden unterscheiden. Weil der Nationalsozialismus das erkannt hat, sind die Grundlagen für eine Kriegsernährungswirtschaft bereits vor dem Kriege geschaffen worden [...]. Da wir von Anfang an unsere Ernährungswirtschaft darauf abgestellt haben, in einer kriegerischen Auseinandersetzung das Volk im wesentlichen aus der deutschen Scholle zu ernähren, sind alle Maßnahmen seit 1934 praktisch als Maßnahmen für den totalen Krieg anzusehen.“¹²

Der Totale Krieg, wie er spätestens seit der Sportpalastrede von Joseph Goebbels nach dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad in aller Munde war, lief letztlich auf eine rücksichtslose Mobilisierung aller Ressourcen hinaus, um die Rüstungsproduktion zu erhöhen und die Kampfkraft der Wehrmacht zu steigern.¹³ Das deutsche „Rüstungs-

⁸ Michael Wildt: Der Traum vom Sattwerden. Hunger und Protest, Schwarzmarkt und Selbsthilfe. Hamburg 1986.

⁹ Zit. nach Michael Wildt: Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren. Hamburg 1994, S. 29.

¹⁰ Vgl. Gustavo Corni: Hunger. In: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2009, S. 565–567.

¹¹ Vgl. dazu Arnulf Huegel: Kriegernährungswirtschaft Deutschlands während des Ersten und Zweiten Weltkrieges im Vergleich. Konstanz 2003.

¹² Archiv des Instituts für Zeitgeschichte (künftig: IfZ-Archiv), MA 1563/1, Bl. 283–301 (hier Bl. 283), NG-021: Rede von Staatssekretär Herbert Backe auf der Tagung der Reichs- und Gauleiter in Posen am 6. Feb. 1943.

¹³ Vgl. Thomas Schlemmer: Radicalizzazione e guerra totale. Il Reich tedesco nell'anno decisivo del 1943. In: Monica Fioravanzo, Carlo Fumian (Hrsg.): 1943. Strategie militari, collaborazionismi, Resistenze. Roma 2015, S. 77–97.

wunder“¹⁴ war freilich nicht umsonst zu haben, und man könnte sogar sagen, dass das viel zitierte Schlagwort „Kanonen statt Butter“ für die zweite Kriegshälfte wörtlich zu nehmen ist. Während die deutsche Industrie bis weit in das Jahr 1944 hinein immer mehr gepanzerte Gefechtsfahrzeuge, Geschütze, Kampfflugzeuge und Munition herstellte, sank die Produktion von landwirtschaftlichen Maschinen und Gerätschaften aller Art sowie von Kunstdünger in einem bedrohlichen Ausmaß. Hatte die nationalsozialistische Agrarpolitik bis 1939 auf eine Intensivierung der Landwirtschaft durch verstärkte Mechanisierung und Chemisierung gesetzt, so war insbesondere seit 1942/43 ein fortschreitender Prozess der Entmodernisierung zu beobachten, der die Erzeugung, Verarbeitung und Verteilung von Lebensmitteln schließlich vor so große Herausforderungen stellte, dass die Versorgung der Bevölkerung in den letzten Kriegsmonaten weitgehend zusammenbrach.¹⁵

Trotzdem kam der Hunger erstaunlich spät nach Deutschland; noch im Januar 1944 bezogen die sogenannten Normalverbraucher Lebensmittelrationen mit einem Nennwert von 1.930 Kalorien.¹⁶ Dies war nur durch den Einsatz zahlloser Fremd- und Zwangsarbeiter in der deutschen Landwirtschaft und durch die Ausplünderung der besetzten Territorien möglich. Dort hungrten und verhungerten die Menschen, damit die deutschen „Volksgenossen“ zu essen hatten.¹⁷ Anfang 1944 betrug der Kalorienwert einer Normalverbraucherration in Italien 1.065, und in Frankreich 1.115, um nur zwei Beispiele zu nennen. Diese Politik entsprach ganz der Maxime, die Adolf Hitler und Hermann Göring schon 1942 ausgegeben hatten: „[W]enn gehungert wird, dann hungrert nicht der Deutsche, sondern [es hungrern] andere, wenn gehungert werden muß.“¹⁸ An erster Stelle hungrten in ganz Europa die Juden, und es ist festzuhalten, dass es nicht zuletzt die schwierige Versorgungslage war, die 1942/43 zu den Katalysatoren des Holocaust gehörte.¹⁹

Es war den Verantwortlichen bewusst, dass sie einen höchst gefährlichen Wechsel auf die Zukunft unterschrieben hatten. Herbert Backe, der es wissen musste, erklärte nicht

¹⁴ *Rolf-Dieter Müller*: Albert Speer und die Rüstungspolitik im Totalen Krieg. In: *Ders.*, *Bernhard Kroener, Hans Umbreit*: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 5/2: Kriegsverwaltung, Wirtschaft und personelle Ressourcen 1942–1944/45. Stuttgart 1999, S. 275–773, hier S. 545.

¹⁵ Vgl. *Joachim Lehmann*: Agrarpolitik und Landwirtschaft in Deutschland 1939–1945. In: *Bernd Martin, Alan S. Milward* (Hrsg.): Agriculture and Food Supply in the Second World War = Landwirtschaft und Versorgung im Zweiten Weltkrieg. Ostfildern 1985, S. 29–49.

¹⁶ Vgl. *Hans-Erich Volkmann*: Landwirtschaft und Ernährung in Hitlers Europa 1939–45. In: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 35 (1984), S. 9–74; die Angaben zu den Kalorienwerten S. 31.

¹⁷ Vgl. *Tatjana Tönsmeyer*: Hungerökonomien. Vom Umgang mit der Mangelversorgung im besetzten Europa des Zweiten Weltkriegs. In: *Historische Zeitschrift* 310 (2015), S. 662–704.

¹⁸ Stenographischer Bericht über die Besprechung des Reichsmarschalls Göring mit den Reichskommissaren für die besetzten Gebiete und den Militärbefehlshabern über die Ernährungslage am 6. Aug. 1942. Abgedruckt in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Bd. 39. Nürnberg 1949, S. 385–407, hier S. 385.

¹⁹ Vgl. *Adam Tooze*: Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus. München 2007, S. 625–628.

umsonst: „Sicherlich werden die großen Sorgen auf dem Ernährungsgebiet solange der Krieg anhält auch noch einige Jahre später nicht aufhören. Der Krieg ist nun einmal der große Zehrer aller Werte und lebt aus der Substanz, seine Auswirkungen sind nicht von heute auf morgen wieder auszugleichen, insbesondere in einer Zeit, in der die Produktionsmittel in immer knapperem Ausmaß zur Verfügung stehen.“ Und der Staatssekretär fügte hinzu: Diesen Krieg werde gewinnen, „wer das letzte Bataillon stellt“. Dies zu ermöglichen, sei aber „die entscheidende Aufgabe der totalen Kriegsführung auf dem Ernährungsgebiet“.²⁰ Mit diesen Zeilen waren die Alternativen klar umrissen: Sieg auf Kosten der unterlegenen Gegner oder eine im besten Fall ungewisse, im schlimmsten Fall katastrophische Zukunft. Der Raubbau an der Natur, der Verzicht auf jedwede Nachhaltigkeit, die Zerstörungen aus der Luft und durch die Kämpfe am Boden,²¹ die rücksichtslose Kriegsführung der Wehrmacht, die auch auf dem Territorium des Deutschen Reichs vor allem der militärischen Notwendigkeit Rechnung trug,²² und die nationalsozialistische Überzeugung, das deutsche Volk habe ohnehin keine Lebensberechtigung mehr, wenn es den Krieg verliere, trugen entscheidend dazu bei, dass die einstigen selbsternannten Herrscher Europas nach der bedingungslosen Kapitulation vor dem Nichts standen und heute nicht wussten, was sie morgen essen sollten.

3 Die „schlechte Zeit“ 1944/45 bis 1948

Die Nachwirkungen des Totalen Kriegs nationalsozialistischer Provenienz und der „Befreiung durch Zerstörung“²³ zeigten sich nicht zuletzt in den Ernteaerträgen der Jahre 1945 und 1946. In der britischen und der amerikanischen Besatzungszone betrugten 1946 die Ernteausfälle bei Getreide verglichen mit den letzten Vorkriegsjahren 41 %, bei Kartoffeln 31 % und bei Zuckerrüben 21%; in der französischen Besatzungszone sah es mit Ernteausfällen von 44 % bei Getreide, 59 % bei Kartoffeln und 29 % bei Zuckerrüben noch düsterer aus.²⁴ Schlechte Ernten und fehlende Nahrungsmittel waren jedoch beileibe kein deutsches Phänomen, sondern Teil einer vor allem kriegsbedingten globalen Ernährungskrise. „Fast überall auf der Welt herrschte Hunger, in den befreiten Ländern wie in den besiegteten“, stellte Ian Buruma in seiner Geschichte des Jahres 1945 lapidar fest.²⁵ In Deutschland hatte man jedoch auch damit fertig zu werden, dass die Gebiete östlich von Oder und Neiße – gut ein Viertel der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche –

²⁰ IfZ-Archiv, MA 1563/1, Bl. 290, 301.

²¹ Vgl. Joachim Lehmann: Probleme der Versorgung der deutschen Landwirtschaft mit Landmaschinen und Geräten im zweiten Weltkrieg. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1981/1, S. 55–78.

²² Vgl. Bastiaan Willems: Nachbeben des Totalen Kriegs. Der Rückzug der Wehrmacht durch Ostpreußen und seine Folgen. In: Vierteljahrsshefte für Zeitgeschichte 66 (2018), S. 403–433.

²³ So treffend Christoph Kleßmann: Befreiung durch Zerstörung. Das Jahr 1945 in der deutschen Geschichte. Hannover 1995.

²⁴ Vgl. Gustav W. Harmsen: Reparationen, Sozialprodukt, Lebensstandard. Versuch einer Wirtschaftsbilanz. Anl. 6: Landwirtschaft und Ernährung. Bremen 1947, S. 17; Angaben zu den im Folgenden erwähnten Verlusten an landwirtschaftlicher Nutzfläche ebd., S. 11 f.

²⁵ Ian Buruma: '45. Die Welt am Wendepunkt. München 2014, S. 73.

dauerhaft verloren waren und dass etwa 12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene eine neue Heimat im massiv zerstörten, verkleinerten und geteilten Nachkriegsdeutschland finden mussten. Mit anderen Worten: die Bevölkerungszahl wuchs, während zugleich die Ernährungsbasis schrumpfte.

Nach der bedingungslosen Kapitulation übernahmen die Alliierten die oberste Regierungsgewalt in Deutschland, wobei jede Besatzungsmacht für ihre Zone – und damit auch für deren Versorgung – verantwortlich war. Mochten die Ausgangsbedingungen und Zielsetzungen auch divergieren, so bestand doch Einigkeit darüber, dass der Lebensstandard der besieгten Deutschen keinesfalls über dem der lange besetzten und ausgebeuteten Nachbarländer liegen sollte. „Sie werden nichts unternehmen, was geeignet wäre, den Mindestlebensstandard in Deutschland auf einem höheren Niveau zu erhalten als in irgendeinem benachbarten Mitgliedsstaat der Vereinten Nationen“, hieß es folgerichtig in einer grundlegenden Direktive der *Joint Chiefs of Staff* für den Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungstruppen.²⁶

Die Festsetzung der Rationen war daher zur keiner Zeit nur Ausdruck ökonomischer Notwendigkeiten, sondern hatte immer auch eine politische Komponente. Ursprünglich rechneten die Verantwortlichen in Großbritannien und den USA mit einer täglichen Durchschnittsration von rund 1.550 Kalorien für den Normalverbraucher.²⁷ Tatsächlich lag der nominelle Kalorienwert einer Normalverbraucherration 1945/46 zumeist mehr oder weniger deutlich darunter. In der amerikanischen Besatzungszone oszillierten die Werte zwischen 846 Kalorien in der 80. Zuteilungsperiode (17. September bis 14. Oktober 1945) und 1.612 Kalorien in der 86. Zuteilungsperiode (4. März bis 31. März 1946), in der britischen zwischen 1.042 Kalorien in der 87. Zuteilungsperiode (1. April bis 28. April 1946) und 1.701 Kalorien in der 82. Zuteilungsperiode (12. November bis 9. Dezember 1945).²⁸ Doch inwieweit diese Sätze tatsächlich erreicht werden konnten, hing stark von den örtlichen Gegebenheiten ab. In Recklinghausen, einer Bergarbeiterstadt im Ruhrgebiet, gelangten Anfang April 1947 nur Lebensmittel zur Ausgabe, die durchschnittlich 737 Kalorien pro Tag entsprachen.²⁹ Das war nicht einmal die Hälfte der angestrebten Zielgröße von 1.550 Kalorien, die sich aus 400 Gramm Kartoffeln, 350 Gramm Brot, sieben Gramm Fett, 35 Gramm Fleisch, 43 Gramm Eiweiß, 18 Gramm Zucker und vier Gramm Käse zusammensetzen sollten.³⁰

Der bürokratische Apparat, der den Mangel zu verwalten und die Lebensmittelversorgung zu organisieren hatte, stammte aus der NS-Zeit. Um die Erfassung der landwirtschaft

²⁶ Direktive JCS 1067 v. 26. Apr. 1945. Abgedruckt in: *Hans-Jörg Ruhl* (Hrsg.): *Neubeginn und Restauration. Dokumente zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945–1949*. München 1982, S. 58–66, hier S. 63.

²⁷ Vgl. *Trittet, Hunger und Politik*, S. 19.

²⁸ Vgl. *Hans Schlaege-Schöningen* (Hrsg.): *Im Schatten des Hungers. Dokumentarisches zur Ernährungspolitik und Ernährungswirtschaft in den Jahren 1945–1949*. Hamburg/Berlin 1955, S. 305 f.

²⁹ Vgl. Auszug aus dem Sozialbericht der Stadt Recklinghausen über die Versorgungslage, 1947. Abgedruckt in: *Hans-Jörg Ruhl* (Hrsg.): *Frauen in der Nachkriegszeit 1945–1963*. München 1988, S. 16 f.

³⁰ Vgl. *Kleßmann*, *Doppelte Staatsgründung*, S. 48.

schaftlichen Erzeugnisse und die Verteilung der Lebensmittel kümmerten sich die Ernährungsämter in den Landkreisen und kreisfreien Städten, die von den Landesernährungsämtern beziehungsweise den zuständigen Ministerien in den Ländern der Westzonen kontrolliert wurden.³¹ In der britischen Besatzungszone gab es mit dem Zentralamt für Ernährung und Landwirtschaft schon früh eine koordinierende Zentralinstanz, die nach dem Zusammenschluss des amerikanischen und britischen Besatzungsgebiets zur Bizonie in der Verwaltung für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten mit Hans Schlaue-Schöningen als Direktor aufgehen sollte.³² Die Kombination aus Zwangsbewirtschaftung und Nachfrageüberhang führte hauptsächlich in den Städten dazu, dass allen Kontrollen und Strafandrohungen zum Trotz ein Schwarzer Markt entstand. Hier ließ sich alles kaufen oder tauschen, was offiziell gar nicht oder nur in viel zu geringen Mengen zu bekommen war. Der Schwarzmarkt wurde so etwas wie der emblematische Erinnerungsort der Hungerjahre, geheimnisumwittert und begleitet vom Duft amerikanischer Zigaretten, die in einer Zeit der galoppierenden Geldentwertung zu einer Art Ersatzwährung avancierten.³³ Wer auf dem Schwarzmarkt nicht reüssieren konnte, dem blieb oft nichts anderes übrig, als auf Hamsterfahrt zu gehen und bei den Bauern in der näheren oder weiteren Umgebung Lebensmittel zu erstehen. Wer konnte, tauschte Schmuck oder Textilien gegen Butter, Mehl, Kartoffeln und Fleisch, wer nichts zum Tauschen hatte, musste betteln – oder stehlen. „Kartoffelklu und Obstdiebstähle“ waren an der Tagesordnung, und man „kann geradezu von Raubzonen sprechen, die sich in konzentrischen Kreisen rings um die Städte legten“.³⁴

In den ersten Nachkriegsjahren dürfte es nur wenige Deutsche gegeben haben, die keinen Mangel litten, gab es doch von allen Gütern des täglichen Bedarfs zu wenig. Auch Hunger war kaum jemandem fremd, doch nicht alle *hungerten*. Diese Unterscheidung eröffnet den Blick für das breite Spektrum zwischen unangenehmen und bedrohlichen Lebenslagen sowie für die Einsicht, dass Hunger und Not mitnichten alle Menschen gleich machten, zumal die Versorgung mit Nahrungsmitteln eine abhängige Variable politischer Entscheidungen und Prioritätensetzungen war. Welche tödlichen Konsequenzen eine solche Politik haben konnte, hatten nicht zuletzt die Nationalsozialisten mit ihrer Lebens-

³¹ Zu den Ernährungsämtern vgl. *Rainer Gries*: Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege. Münster 1991, S. 164–177, 266–281. Dem Buchtitel von Rainer Gries ist der Untertitel dieses Beitrags entliehen.

³² Vgl. *Günter J. Trittel*: Hans Schlaue-Schöningen. Ein vergessener Politiker der „Ersten Stunde“. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 35 (1987), S. 25–63.

³³ Vgl. *Willi Boelcke*: Der Schwarzmarkt 1945–1948. Vom Überleben nach dem Kriege. Braunschweig 1986; exemplarisch *Margot Fuchs*: „Zucker, wer hat? Öl, wer kauft?“ Ernährungslage und Schwarzmarkt in München 1945–1948. In: *Friedrich Prinz* (Hrsg.): *Trümmerzeit in München. Kultur und Gesellschaft einer deutschen Großstadt im Aufbruch 1945–1949*. München 1984, S. 313–319; *Lilly Maier*: Der Schwarzmarkt in der Möhlstraße und die Münchner Polizei. Eine Untersuchung im Spiegel der Akten der Polizeidirektion München. In: *Münchener Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur* 1/2018, S. 35–51.

³⁴ *Paul Erker*: Hunger und sozialer Konflikt in der Nachkriegszeit. In: *Manfred Gailus, Heinrich Volkmann* (Hrsg.): *Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770–1990*. Opladen 1994, S. 392–408, hier S. 400.

mittelzuteilung nach rassischen Kriterien und Nützlichkeitserwägungen unter Beweis gestellt.³⁵ Ob eine Familie einigermaßen ausreichend zu essen hatte oder buchstäblich am Hungertuch nagte, hing also von einer ganzen Reihe von strukturellen und kontingenten Faktoren ab, angefangen von Wohnort, Herkunft und Beruf über Alter, Geschlecht, Besitz und persönliche Netzwerke bis hin zu besonderen Kenntnissen und Fertigkeiten, die im Umgang mit Angehörigen der Besatzungsmacht oder auf dem Schwarzen Markt von Vorteil waren.

Wenn Hunger eine Zentralerfahrung der Nachkriegszeit gewesen ist, so wies sie zahlreiche Facetten und Schattierungen auf.³⁶ Allgemein gesprochen, traf es die Städte härter als die Dörfer mit ihren vergleichsweise guten Möglichkeiten zur Selbst- oder Zusatzversorgung; die Flüchtlinge und Vertriebenen, die oft nur wenig mehr hatten retten können als das nackte Leben, litten stärker als die Alteingesessenen, die zumeist nicht völlig mittellos waren und sich zudem auf gewachsene soziale oder familiale Beziehungen verlassen konnten; Alte, Kinder und Kriegsversehrte mit ihren spezifischen Bedürfnissen und Handicaps waren anfälliger als junge und gesunde Männer und Frauen, die ihr Leben selbst in die Hand nehmen konnten; Frauen sahen sich vor größere Herausforderungen gestellt als Männer, die sich vielfach noch in Kriegsgefangenschaft befanden. Einkaufen, Kochen, Vorratshaltung, aber auch die Pflege des Gemüsegartens zählten zum Kernbestand weiblicher Tätigkeit und weiblicher Rollenmuster. Daran änderte sich auch in den Hungerjahren nichts, wohl aber an den Rahmenbedingungen, die zu täglichem Schlangestehen vor leeren Geschäften, beschwerlichen Hamsterfahrten und halblegalen Tauschgeschäften zwangen. Zwischen 1944 und 1948, so könnte man auch sagen, verschmolzen unter den spezifischen Bedingungen von Totalem Krieg und Besatzungsherrschaft die Rollen von Hausfrau und Familiennährer zumindest teilweise miteinander – mit signifikanten Folgen, die weit über den familialen Mikrokosmos hinausgingen.³⁷

Zudem waren die Frauen jeden Tag zur Improvisation am Herd gezwungen, wo sie so ziemlich alles verarbeiteten, was einigermaßen genießbar war. Um daraus Öl zu pressen, wurden Bucheckern gesammelt, Pilze und Beeren sowieso. Aus gerösteten und gemahlenen Eicheln ließ sich so etwas wie Ersatzkaffee brauen, Raucher ohne Tabak griffen zu getrockneten Ahorn-, Brombeer-, Eichen- und Kirschblättern; Löwenzahn, Sauerampfer und andere Wildkräuter ersetzten Salat und Gemüse; wer konnte, zog Kleintiere wie Kaninchen, Tauben und Hühner im Garten oder unter dem Dach, um Eier und ab und zu etwas Fleisch essen zu können; Privilegierte hielten eine Ziege oder mästeten ein Schwein. Zuweilen mussten durch den Fleischwolf gedrehte Schnecken als Hackfleischersatz her-

³⁵ Vgl. das eindrucksvolle Schaubild „Racial Feeding“ bei *Alice Weinreb: Matters of Taste: The Politics of Food in Divided Germany, 1945–1971*. In: *Bulletin of the German Historical Institute* 48 (2011), S. 59–82, hier S. 68.

³⁶ Vgl. das Fallbeispiel bei *Paul Erker: Solidarität und Selbsthilfe. Die Arbeiterschaft in der Ernährungskrise*. In: *Wolfgang Benz* (Hrsg.): *Neuanfang in Bayern 1945–1949. Politik und Gesellschaft in der Nachkriegszeit*. München 1988, S. 82–102.

³⁷ Vgl. *Ute Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. Frankfurt a. M. 1986, S. 244–252; exemplarisch *Marita Krauss: „... es geschahen Dinge, die Wunder ersetzten.“ Die Frau im Münchener Trümmeralltag*. In: *Prinz* (Hrsg.), *Trümmerzeit in München*, S. 283–302.

halten – oder man setzte auf die Kraft der Imagination und servierte falsche Bratwürste aus Weißkraut, Kartoffeln und geriebenem Brot. Alles in allem fehlte es an Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und vielen Vitaminen, während eine einseitige, kalorienarme, stark pflanzenlastige Kost die Mahlzeiten dominierte.³⁸

Von erheblicher Bedeutung war die Einstufung durch die Bewirtschaftungs- und Versorgungsbürokratie, denn vor dem Ernährungsamt waren nicht alle Menschen gleich. „Versorgungsberechtigte“ erhielten pro Zuteilungsperiode – in der Regel vier Wochen – Lebensmittelkarten, und wie sich diese zusammensetzten, hing vor allem vom Lebensalter, von der beruflichen Tätigkeit und von spezifischen Lebenslagen wie Schwangerschaft oder Krankheit ab. Wer das 20. Lebensjahr vollendet hatte, galt in der amerikanischen Besatzungszone als „Normalverbraucher“, Zulagen – und hier zeigt sich das hierarchisierende Element der Versorgungspolitik besonders deutlich – erhielten beispielsweise Schwer- und Schwerarbeiter, Schwangere oder stillende Mütter.³⁹ Diesen Zulagen konnte eine entscheidende Bedeutung für das Wohlergehen ganzer Familien zukommen, gingen sie doch zumeist im gemeinsamen Warenkorb auf. Wo sie fehlten, fielen insbesondere dringend benötigte höherwertige Lebensmittel wie Milchprodukte oder Fleisch weg. Eine Lebensmittelkarte ohne Zulagen hieß im Volksmund nicht umsonst „Friedhofskarte“.⁴⁰

Ob die Rationen, die nominell zur Verfügung standen, auch ausgegeben werden konnten, stand freilich auf einem anderen Blatt. Die Konjunkturen der Ernährungswirtschaft waren in der besonderen Situation der Nachkriegszeit erheblich abhängiger vom Lauf der Jahreszeiten, von den natürlichen Notwendigkeiten des Pflanzenbaus und von den klimatischen Bedingungen, als man das seit dem Durchbruch der industriellen Moderne gewohnt war. Heimische Missernten ließen sich nicht durch Zukäufe auf den Märkten der Welt ausgleichen, technische Hilfsmittel zum Ausgleich widriger Bedingungen fehlten weitgehend, und selbst das, was man trotz allem produzierte, konnte nicht ohne weiteres sicher gelagert, verlässlich über weitere Strecken transportiert und schließlich einigermaßen gerecht verteilt werden. Die dafür nötige Infrastruktur – vor allem Brücken, Eisenbahnknotenpunkte und Wasserstraßen – war durch kriegsbedingte Zerstörungen ganz oder teilweise paralysiert. Zudem fehlte es an einsatzbereiten Lokomotiven, Eisenbahnwagen und Lastkraftwagen, die nicht zuletzt deshalb stillstanden, weil es keine Kohle, kein Benzin und keine Ersatzteile gab.⁴¹ Wenn dann auch noch widrige Witterungsbedingungen wie lange Hitzeperioden im Sommer oder anhaltender, strenger Frost im Winter

³⁸ Vgl. das Kaleidoskop bei *Karin Sommer*: „Überleben im Chaos.“ Frauen in der Trümmerzeit 1945–1948. In: *Sybille Krafft* (Koord.): Frauenleben in Bayern. Von der Jahrhundertwende bis zur Trümmerzeit. München 1993, S. 320–361; *Wildt*, Traum vom Sattwerden, S. 85–87, mit Kochrezepten etwa für Schmalz-Ersatz, Kaffee-Ersatz oder falsche Bratwurst.

³⁹ Vgl. *Fuchs*, „Zucker, wer hat? Öl, wer kauft?“, S. 313.

⁴⁰ Vgl. *Gries*, Die Rationen-Gesellschaft, S. 107, mit Bezug auf die Kategorie „sonstige Bevölkerung“ in der Sowjetischen Besatzungszone, zu der unter anderem Hausfrauen und ehemalige Nationalsozialisten gehörten.

⁴¹ Zur Transportkrise, die sich im Winter 1946/47 zu einer regelrechten „Lähmungskrise“ auswuchs, vgl. *Werner Abelshauser*: Die Rekonstruktion der westdeutschen Wirtschaft und die Rolle der Besatzungspolitik. In: *Hans-Jürgen Schröder* (Hrsg.): Marshallplan und westdeutscher Wiederaufstieg. Positionen – Kontroversen. Stuttgart 1990, S. 97–113, hier S. 105.

dazukamen und Flüsse wie der Rhein nicht mehr passierbar waren, konnte sich die ohnehin angespannte Situation in bestimmten Landesteilen ebenso rasch wie drastisch verschärfen. „Der Hunger ist für Bayern zu einem Transportproblem geworden“, stellte die „Süddeutsche Zeitung“ im März 1947 lakonisch fest, als es kaum möglich war, 30.000 Tonnen amerikanischen Importgetreides von Bremen in den Freistaat zu verfrachten, wo insbesondere in den großen Städten das Brot gefährlich knapp zu werden begann.⁴²

Dass sich die Verhältnisse gerade im März zusätzten, war kein Zufall, sondern folgte dem landwirtschaftlichen Zyklus von Säen und Ernten. Einigermaßen günstig gestaltete sich die Versorgungslage in der Regel im Herbst, dann hing es von der Höhe des Ertrags ab, wie lange die Vorräte reichten. Wichtig war es vor allem, über den Winter zu kommen, um eine Koinzidenz von Hunger und Kälte zu vermeiden, die sich als lebensbedrohlich erweisen konnte. Im Mai/Juni, bevor die Frühkartoffeln eingebracht und verteilt wurden, tat sich dann in der Regel eine Lücke zwischen der alten und der neuen Ernte auf, die sich nur mit Mühe überbrücken ließ und die ohnehin kargen Rationen bedrohte. In den ersten Monaten nach Kriegsende kamen die Menschen in den drei Westzonen vergleichsweise glimpflich davon, da sie noch auf Verpflegungsbestände der Wehrmacht zurückgreifen konnten. Kritischer wurde es schon im Winter und Frühsommer 1946, wenngleich es Ende 1946/Anfang 1947 noch schlimmer kommen sollte.⁴³

In diesem berüchtigten „Hungerwinter“ kamen drei Faktoren zusammen: die Folgen einer schlechten Ernte, eine lang anhaltende, extreme Kälte und – damit zusammenhängend – der weitgehende Zusammenbruch des Transportwesens. So fehlten Lebensmittel und Brennmaterialien gleichermaßen – mit den entsprechenden Folgen für diejenigen, deren Konstitution der doppelten Bedrohung nicht gewachsen war. Wie viele Opfer der „Hungerwinter“ forderte, ist schwer zu sagen. Die Sterblichkeitsziffern in einem noch stark agrarisch geprägten Land wie Rheinland-Pfalz in der französischen Besatzungszone sprechen jedoch eine eindeutige Sprache: Kamen 1938 noch 11,3 Sterbefälle auf 1.000 Einwohner, so waren es 1947 immerhin 12,9. Doch hinter diesen globalen Zahlen verschwindet die eigentliche Dramatik der Ereignisse, denn die Sterblichkeitsziffer stieg von 11,4 im November 1946 auf 17,4 im Februar 1947, um bis April wieder fast auf den Durchschnittswert abzusinken.⁴⁴ Anfang 1948 spitzte sich die Situation dann vor allem wegen der Missernte im Jahr zuvor noch einmal zu und führte zu bislang ungekannten Massenprotesten; zwischen Anfang Januar und Anfang Februar 1948 „streikten und demonstrierten“ in der britischen und amerikanischen Besatzungszone „vermutlich zwischen vier und fünf Millionen Menschen“, die sich so „gegen die unerträglichen Lebensbedingun-

⁴² Zit. nach Gries, Die Rationen-Gesellschaft, S. 186.

⁴³ Vgl. Karl-Heinz Rothenberger: Die Hungerjahre nach dem Zweiten Weltkrieg am Beispiel von Rheinland-Pfalz. In: Kurt Düwell, Michael Mattheus (Hrsg.): Kriegsende und Neubeginn. Westdeutschland und Luxemburg zwischen 1944 und 1947. Stuttgart 1997, S. 159–173, hier S. 169–171.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 167, 171. Bei Häusser, Maugg, Hungerwinter, S. 10, heißt es: „Der Winter 1946/47 war eine humanitäre Katastrophe. Historiker schätzen, dass allein in Deutschland mehrere hunderttausend Menschen an den Folgen von Hunger und Kälte starben. Genaue Zahlen gibt es nicht.“

gen“ zur Wehr setzen.⁴⁵ Die Streiks und „Hungerunruhen“,⁴⁶ die sich durch das Frühjahr 1948 zogen, waren freilich nicht nur Akte der Verzweiflung, sondern auch ein Ausdruck der Hoffnung, dass sich die Ernährungskrise durch politisches Handeln zumindest ein-dämmen, wenn nicht sogar überwinden ließ. Damit führten Hunger und Mangelwirtschaft aber weniger zu Apathie als zu politischer Mobilisierung im Zeichen der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Tatsächlich war die Talsohle bereits durchschritten, und als die Wogen des Protests im Mai 1948 noch einmal hoch schlugen, zeigten sich bereits erste Silberstreifen am Horizont – zuerst bei den politischen Perspektiven, dann auch auf dem Sektor von Ernährung und Versorgung. Wie tief sich die Hungerkrise jedoch in das kollektive Gedächtnis der Westdeutschen eingebrennt hatte, lässt eine Umfrage aus dem Jahr 1951 erkennen. Auf die Frage, wann es ihnen am schlechtesten gegangen sei, nannten nur zwei Prozent die ersten Jahre der nationalsozialistischen Diktatur zwischen 1933 bis 1938 und lediglich acht Prozent die Kriegsjahre zwischen 1939 und 1945 mit all ihren Schrecken. Als die wirklich schlechte Zeit galten 80 % der Westdeutschen die Nachkriegsjahre zwischen 1945 und 1948.⁴⁷

Der Hunger, den man nach 1945 in (West-)Deutschland praktisch überall antreffen konnte, war ein reales Phänomen; er war aber auch ein politisches Argument, und es hing nicht zuletzt von diskursiven Konstellationen und öffentlichen Aushandlungsprozessen ab, wie er wahrgenommen wurde und welche Konsequenzen sich daraus ergaben. Unmittelbar nach Kriegsende hatten die Vertreter der siegreichen Besatzungsmächte vielfach keinen Sinn für die Sorgen der Deutschen, zu deutlich stand ihnen noch vor Augen, was sie in den befreiten Ländern Europas oder in deutschen Konzentrationslagern gesehen hatten. Verglichen mit dem Hunger und der Not dort, schien es denen, die Krieg und Terror zu verantworten hatten, sogar noch einigermaßen gut zu gehen. Entsprechend harsch fießen die Reaktionen über die Klagen der „wohlgemährten“ oder sogar „fetten“ Deutschen zuweilen aus.⁴⁸

Dass sich insbesondere die Briten und Amerikaner rasch eines anderen besannen, hatte vor allem drei Gründe: Erstens lösten sich die frühen Vergeltungsimpulse rasch im vom problemlösenden Pragmatismus geprägten Besatzungsaltag auf, zweitens wuchsen die Befürchtungen, das Projekt demokratischer Neubeginn könne Schaden nehmen, wenn die Besatzungsmächte und die neuen politischen Kräfte für die Hungerkrise verantwortlich

⁴⁵ Günter J. Trittel: Hungerkrise und kollektiver Protest in Westdeutschland (1945–1949). In: *Gaius*, Volkmann (Hrsg.), Der Kampf um das tägliche Brot, S. 377–391, hier S. 378.

⁴⁶ Erker, Ernährungskrise und Nachkriegsgesellschaft, S. 215; zum Gesamtzusammenhang am Beispiel Bayerns vgl. ebd., S. 202–230. Erker (ebd., S. 223) argumentierte überzeugend gegen Trittel (Hunger und Politik, S. 287–289, 309), Streiks und Proteste hätten wenig „von Radikalisierung, Apathie oder demokratiefeindlichen Haltungen in der Bevölkerung gezeigt.“

⁴⁷ Vgl. Maximilian Lanzinner: Zwischen Sternenbanner und Bundesadler. Bayern im Wiederaufbau, 1945–1958. Regensburg 1996, S. 108.

⁴⁸ Vgl. hierzu und zum Folgenden Alice Weinreb: „For the Hungry Have no Past nor do They Belong to a Political Party.“ Debates over German Hunger after World War II. In: Central European History 45 (2012), S. 50–78; zur „fetten und wohlgenährten“ deutschen Landbevölkerung vgl. ebd., S. 64 f.

gemacht wurden,⁴⁹ und drittens spielten den Besiegten die zunehmenden Spannungen in der ehemaligen Anti-Hitler-Koalition in die Karten. Mit den Konflikten zwischen Ost und West wuchs aber bei den Besatzungsbehörden in den Westzonen die Furcht, Hunger und Mangelernährung könnten die Menschen anfällig machen für kommunistische Parolen und sie schließlich in die Arme der Sowjetunion treiben. In diesem Sinne schrieb kein Geringerer als der stellvertretende Militärgouverneur der US-Zone, Generalleutnant Lucius D. Clay, bereits Ende März 1946, als in seinem Verantwortungsbereich die Kürzung der Rationen drohte: „We have insisted on democratic processes in the U.S. zone and have maintained a strict neutrality between political parties. As a result the Communist Party has made little inroad. However, there is no choice between becoming a Communist on 1500 calories and a believer in democracy on 1000 calories. It is my sincere belief that our proposed ration allowance in Germany will not only defeat our objectives in middle Europe but will pave the road to a Communist Germany.“⁵⁰

Im heraufziehenden Kalten Krieg gewannen die deutschen Beschwerden und Hilferufe also eine neue Qualität, und sie lösten nicht mehr Ablehnung oder reflexhafte Verweise auf die Verantwortung Deutschlands für die europaweiten Versorgungsprobleme aus, sondern internationale Hilfsbereitschaft und Solidarität. Der Strom von Care-Paketen seit August 1946,⁵¹ die schon 1947 wachsenden Getreideimporte, die nicht zuletzt einer Rekordernte in den USA zu verdanken waren,⁵² und die Luftbrücke nach Berlin, in der 1948/49 im Zeichen des Kalten Kriegs Hunger, Hilfsbereitschaft und Bündnispolitik zu einem neuen Narrativ der freien Welt verschmolzen,⁵³ waren das greif- und sichtbarste Ergebnis dieser Entwicklung.

Man könnte auch sagen, dass sich die (West-)Deutschen spätestens 1948 ihres steigenden Werts bewusst wurden und die Hungerkrise im Ringen um die politische Zukunft zu instrumentalisieren verstanden. Doch die Debatten und Diskurse über den Nachkriegshunger hatten auch eine bemerkenswerte vergangenheitspolitische Facette: Die Flucht

⁴⁹ Entsprechend Besorgnis erregend waren Schmierereien wie „Lieber satt und Nazischwein als Demokrat und hungrig sein“; zit. nach *Erker, Ernährungskrise und Nachkriegsgesellschaft*, S. 221, Anm. 100.

⁵⁰ *Jean Edward Smith* (Hrsg.): *The Papers of General Lucius D. Clay. Germany 1945–1949*. Bd. 1. Bloomington/London 1974, S. 183 f., hier S. 184: Lucius D. Clay an Oliver P. Echols und Howard C. Petersen, 27. März 1946.

⁵¹ Vgl. *Philipp Baur*: *From Victim to Partner. CARE and the Portrayal of Postwar Germany*. In: *Ders., Katharina Gerund* (Hrsg.): *Die amerikanische Reeducation-Politik nach 1945. Interdisziplinäre Perspektiven auf „America’s Germany“*. Bielefeld 2015, S. 115–140; *Heike Wieters*: Hungerbekämpfung und Konsumgesellschaft. Das CARE-Paket im Kontext von Massenkonsum und *New Charity*-Konzepten in der Nachkriegszeit. In: *Angela Müller, Felix Rauh* (Hrsg.): *Wahrnehmung und mediale Inszenierung von Hunger im 20. Jahrhundert*. Basel 2014, S. 113–131.

⁵² Wurden von Juli bis Dezember 1946 noch 528.400 t Weizen in die britische und amerikanische Besatzungszone importiert, waren es 1947 schon 1.796.200 t und 1948 allein im ersten Halbjahr 846.600 t; vgl. *Schlange-Schöningen* (Hrsg.), *Im Schatten des Hungers*, S. 311 f. Zur Bedeutung der Ernte 1947, die mit 37 Mio. t bei Weizen um sechs Mio. t über der von 1946 lag, für die Exportmöglichkeiten der USA vgl. *Rothenberger, Hungerjahre*, S. 189.

⁵³ Vgl. *Corine Defrance, Bettina Greiner, Ulrich Pfeil* (Hrsg.): *Die Berliner Luftbrücke. Erinnerungs-ort des Kalten Krieges*. Berlin 2018.

in die Opferrolle erleichterte es, unbequeme Fragen nach Verantwortung und Schuld zu verdrängen, und – im Gegenteil – selbst anzuklagen und Schuld zuzuweisen, wobei nicht selten Versatzstücke nationalsozialistischer Propaganda und antisemitische Stereotype zu hören waren.⁵⁴ Die Delegierten einer Betriebsrätekonferenz in Düsseldorf scheuteten sich im Januar 1948 nicht einmal, das, „was das deutsche Volk seit Jahren erdulden muss“, als „ein Verbrechen wider die Menschlichkeit“ zu brandmarken.⁵⁵ Die viktimisierende Nabelschau und das wohltuende Bad in „Selbstmitleid“,⁵⁶ die Mentalität des Aufrechnens, das Wegsehen und Relativieren – der Hungerdiskurs enthielt all diese Elemente und schuf zwischen 1946 und 1948 Loyalitäten zwischen belasteten Nationalsozialisten, Mitläufern und eigentlich (regime-)kritischen Geistern. Diese mentale Grundströmung durchzog die gesamten 1950er- Jahre, auch wenn sie nicht den Blick für die „Grenzen der Integration“ ehemaliger Nationalsozialisten in die westdeutsche Gesellschaft und die normative Abkehr von der Ideologie Hitlers verstehen darf.⁵⁷

4 Von der Währungsreform 1948 zur „Fresswelle“ – und darüber hinaus

Obwohl sich die Lage in den Wintermonaten noch einmal zuspitzte, ging 1948 als das Jahr in die Geschichte ein, in dem der Hunger in Westdeutschland überwunden werden konnte. Dafür waren drei Voraussetzungen entscheidend: verbesserte und sichere Importmöglichkeiten, eine Steigerung der Agrarproduktion in den drei Westzonen sowie eine Neuordnung der Marktbeziehungen, um einen stabilen Rahmen für Landwirte, Verbraucher und nicht zuletzt für die staatlichen Kontrollbehörden zu schaffen. Tatsächlich wuchsen die Importe erheblich; allein die Einfuhr von Weizen ins Vereinigte Wirtschaftsgebiet steigerte sich zwischen Juli und Dezember 1948 auf 1.829.400 Tonnen nach 846.600 Tonnen im Halbjahr zuvor.⁵⁸ Auch die Erträge im späteren Bundesgebiet trugen das Ihre zum Ende des Hungers bei. Hatte man 1947 nur 1.192.000 Tonnen Weizen erzeugen können, so waren es 1948 schon 1.953.000 Tonnen und 1949 2.471.000 Tonnen; damit näherte sich die westdeutsche Landwirtschaft schon fast wieder den Durchschnittswerten der letzten Vorkriegsjahre. Dementsprechend erhöhten sich die Rationen der nach wie vor bewirtschafteten Lebensmittel: Hatten im zur Bizonen vereinigten amerikanischen und britischen Besatzungsgebiet im Juni 1948 noch 1.535 Kalorien ausgegeben werden können, so waren es im Mai 1949 schon 2.350 Kalorien, wobei die Verbraucher auch mehr Brot, Fett und Fleisch zugeteilt erhielten. „Die Entspannung der Versorgungssituation war für den über-

⁵⁴ Vgl. Weinreb, „For the Hungry Have no Past nor do They Belong to a Political Party“, S. 58–61; Buruma, '45, S. 90–92, und das Fallbeispiel von Maier, Der Schwarzmarkt in der Möhlstraße und die Münchner Polizei, S. 42–51.

⁵⁵ Zit. nach Trittel, Hungerkrise und kollektiver Protest in Westdeutschland (1945–1949). S. 382.

⁵⁶ Buruma, '45, S. 92.

⁵⁷ Vgl. Thomas Schlemmer: Grenzen der Integration. Die CSU und der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit – der Fall Dr. Max Frauendorfer. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 48 (2000), S. 675–742.

⁵⁸ Vgl. Schlaege-Schöning (Hrsg.), Im Schatten des Hungers, S. 312; die folgenden Zahlen ebd., S. 313.

wiegenden Teil der Bevölkerung so spürbar“, dass schon im Juli 1948 in der britischen Zone nur noch drei Prozent der Befragten „any worry about food“ äußerten.⁵⁹

Für die Neuordnung der Marktbeziehungen war die Sanierung der deutschen Währung zentral, hatte die Reichsmark doch kaum mehr den Wert des Papiers, auf das die Banknoten gedruckt waren. Die Tage der Wahrheit kamen in den Westzonen am 20. und 21. Juni 1948; für Löhne, Renten, Pensionen, Pachten und Mieten galt ein Kurs von Eins zu Eins, für Schulden eine Relation von Eins zu Zehn; bei Bargeld und Sparguthaben wurden aus 100 Reichsmark 6,50 D-Mark. Für den Übergang gab es ein sogenanntes Kopfgeld von 60 D-Mark, von denen 40 sofort ausgezahlt wurden, um den dringendsten Bedarf zu decken.⁶⁰ Obwohl die Währungsreform einen tiefen Einschnitt markierte und einige soziale Härten mit sich brachte, hat sie sich nicht deswegen in die kollektive Erinnerung der Westdeutschen eingebrannt. Vielmehr blieb das Bild plötzlich wieder voller Schaufenster im Gedächtnis haften. Wo es bisher oft nicht einmal das Nötigste zu kaufen gegeben hatte, waren nun plötzlich wieder Lebensmittel und Waren erhältlich, die man lange nicht gesehen hatte. Zeitzeugen erinnern sich bis heute mit leuchtenden Augen daran, was sie für ihr „Kopfgeld“ erstanden haben und unter welchen Umständen das geschah. Ein damals 13-Jähriger gab zu Protokoll: „Wenn ich daran denke schüttelt es mich heute noch. Von meinem ‚Kopfgeld‘ kaufte ich mir ein Viertelpfund Butter – und als es ratzatz auf. Einfach so, ohne Brot. Damals schmeckte es köstlich.“⁶¹

Die vollen Schaufenster gingen jedoch nicht auf die Währungsreform zurück, sondern auch auf das fast gleichzeitig in Kraft getretene „Gesetz über Leitsätze für die Bewirtschaftung und Preispolitik“, das der Wirtschaftsrat der britischen und amerikanischen Besatzungszone verabschiedet hatte.⁶² Das sogenannte Leitsatzgesetz ermöglichte es dem Direktor der Verwaltung für Wirtschaft, die Preis- und Bewirtschaftungsvorschriften für zahlreiche Konsumgüter aufzuheben und somit die Mechanismen von Angebot und Nachfrage zumindest teilweise wieder in Kraft zu setzen. Ludwig Erhards „kühne, aber begrenzte Liberalisierung des westdeutschen Binnenmarkts“ zeigte „dramatische Ergebnisse, so dramatisch, dass Uneingeweihte sie für ein Wunder hielten“.⁶³

Tatsächlich gelang 1950 „der entscheidende Durchbruch in der Versorgung“, als mit dem 1. Januar „wieder Brot und Nährmittel im freien Verkauf“ erhältlich waren und nur

⁵⁹ Vgl. Trittel, Hunger und Politik, S. 185 f.

⁶⁰ Vgl. Werner Abelshauser: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von 1945 bis zur Gegenwart. Bonn 2011, S. 122–129.

⁶¹ Süddeutsche Zeitung v. 16./17. Juni 2018: „Es war wie ein Wunder. 20. Juni 1948 – in Deutschland beginnt eine neue Zeitrechnung. In Amerika ist Geld für das besiegte Volk gedruckt und über den Atlantik gebracht worden. Pro Kopf wurden 40 D-Mark in kleinen Scheinen ausbezahlt. Und siehe da: Plötzlich sind die Läden voll. Es gibt Brot und Butter, auch Schuhe und andere Dinge. Der Tag an dem die D-Mark kam – Zeitzeugen erinnern sich.“

⁶² Das Gesetz über Leitsätze für die Bewirtschaftung und Preispolitik nach der Geldreform v. 24. Juni 1948 ist zusammen mit der dazugehörigen Anlage abgedruckt in: Rubl (Hrsg.), Neubeginn und Restauration, S. 430–433.

⁶³ Alfred C. Mierzejewski: Ludwig Erhard. Der Wegbereiter der Sozialen Marktwirtschaft. Biografie. München 2005, S. 118.

noch für Zucker Marken benötigt wurden.⁶⁴ Von einem „Wirtschaftswunder“ konnte freilich noch keine Rede sein, die Währungsreform und die neue Vielfalt in den Schaufenstern der Geschäfte waren vielmehr so etwas wie eine Verheißung – auf eine bessere Zukunft und ein besseres Leben. Dabei waren die Ansprüche noch gering und zielten zumeist auf Güter des täglichen Bedarfs, die man in den Jahren von Krieg und Besatzung lange hatte entbehren müssen: Bohnenkaffee statt Malzkaffee, Apfelsinen statt Äpfel, Butter statt Margarine, Nylonstrümpfe statt Strickwaren oder sogar ein neuer Anzug oder ein neues Kleid. Michael Wildt hat von einem „kleinen Wohlstand“ gesprochen, der sich Mitte der 1950er-Jahre habe beobachten lassen und der den Übergang zur Konsum- und Wohlstandsgesellschaft markiert habe.⁶⁵ Dieser Übergang erfolgte in Wellen, von denen die „Kalorien-Aufholjagd“ der „Fresswelle“ und die darauf folgende „Edelfresswelle“ mit nicht alltäglichen Lebensmitteln als Objekten der Begierde die ersten und vielleicht die bekanntesten sind.⁶⁶

Doch was kam in den deutschen Familien auf den Tisch? Was wurde in den Küchen gekocht und gebrutzelt? Vor allem drei Trends lassen sich ausmachen: *Erstens* stieg der Verbrauch hochwertiger Lebensmittel wie Fleisch, Milchprodukte, Eier oder Zitrusfrüchte, während der Verbrauch traditioneller Nährmittel zurückging.⁶⁷ Anfang der 1950er-Jahre kochte man – das heißt: kochten die Hausfrauen – allerdings noch fast ausschließlich nach überlieferten Rezepten, die sich je nach Region stark voneinander unterscheiden konnten. Aus einem Wochenspeiseplan, den die auflagenstarke Zeitschrift „Die kluge Hausfrau“ im Sommer 1950 vorschlug, sprach diese Bodenständigkeit ebenso wie die Bescheidenheit der Einkaufsmöglichkeiten, die kurz nach Gründung der Bundesrepublik noch spürbar war; die durchschnittlichen Konsumenten, so könnte man auch sagen, machten keine großen Sprünge, aber sie kamen ohne Hunger durch den Alltag. Am Montag standen Blumenkohlsuppe und Buchweizengrütze auf dem Speisezettel, am Dienstag gefüllter Wirsing mit Salzkartoffeln und Kirschsuppe mit Milchgrieß, am Mittwoch Pilzfrikadellen mit Béchamelkartoffeln und grüner Salat, am Donnerstag Bohnen und Wurzeln mit Schinkenspeck und Kartoffelmus, am Freitag gedünstete Makrelen in Kapernsoße mit Salzkartoffeln und gezuckerte Beeren, am Samstag saure Sülze mit Kartoffelschnee sowie rote Grütze mit Milch, und am Sonntag schließlich Brühe in Tassen, Nieren- und Herzragout im Reisrand, Gemüse sowie ein Nachtisch aus Aprikosen. In den folgenden Jahren wurden die Rezeptvorschläge abwechslungsreicher und saisonunabhängiger, sie sahen höherwertige Zutaten vor und spielten mit der Phantasie und dem Fernweh des meist weiblichen Publikums, wenn nach Mailänder oder Neapoletanischer Art oder sogar französisch gekocht werden sollte, wobei die Rezeptvorschläge nur wenig mit authentischer italienischer oder französischer Küche zu tun hatten.

⁶⁴ So Gries, Die Rationen-Gesellschaft, S. 332.

⁶⁵ Wildt, Am Beginn der „Konsumgesellschaft“, S. 38.

⁶⁶ Roman Rossfeld: Ernährung im Wandel: Lebensmittelproduktion und -konsum zwischen Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. In: Heinz-Gerhard Haupt, Claudius Torp (Hrsg.): Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990. Ein Handbuch. Frankfurt a. M./New York 2009, S. 27–45, hier S. 40 f.

⁶⁷ Vgl. hierzu und zum Folgenden Wildt, Am Beginn der „Konsumgesellschaft“, S. 218, 220–230.

Zweitens traten Supermärkte und Fertigprodukte Zug um Zug ihren Siegeslauf an: vom Fisch zum Fischstäbchen, vom Rindfleisch zum Brühwürfel oder vom Kuchen zu Backmixungen von „Doktor Oetker“, um nur drei Beispiele zu nennen.⁶⁸ Hinter diesen neuen Produkten stand eine tiefgreifende Veränderung der Herstellung von Lebensmitteln; Rohstoffe wurden auf einem immer größeren Markt eingekauft, industriell verarbeitet und tendenziell europa- oder sogar weltweit gehandelt.⁶⁹ Saisonale oder klimatische Bedingungen, die bislang dem Konsum bestimmter Lebensmittel Grenzen gesetzt hatten, verloren zunehmend an Bedeutung; die Welt wurde gleichsam zum „Garten des Verbrauchers“. Mit der industriellen Massenproduktion von Nahrungsmitteln standardisierten sich Geschmack und Konsumgewohnheiten, und auch die soziale Praxis des Einkaufens wandelte sich grundlegend. Nach anfänglicher Skepsis begannen sich nämlich – nach amerikanischem Vorbild – Ende der 1950er-Jahre in der Bundesrepublik Selbstbedienungsläden und Supermärkte durchzusetzen – zunächst zögerlich, dann aber mit einer geradezu unwiderstehlichen Dynamik. Betrug der Umsatzanteil der Selbstbedienungsläden 1956 nur ganze 4,4 %, so explodierte er bis 1964 förmlich auf 62 %.⁷⁰

Es ist nicht übertrieben, wenn man für diese Jahre von einer „Revolution des Konsums“ und vor allem von einer „Revolution im Lebensmitteleinzelhandel“ spricht.⁷¹ Mit dem Charakter der Geschäfte änderte sich vielfach auch der Charakter der angebotenen Waren. Abgepackte Lebensmittel in Standardgrößen, Konserven und später auch Tiefkühlkost sowie Fertiggerichte aller Art kamen in die Regale. Dabei galten verarbeitete und bereits ganz oder teilweise zubereitete Lebensmittel als modern und fortschrittlich, während der Einkauf im Tante Emma-Laden oder gar auf dem Wochenmarkt gänzlich aus der Mode kam – mit den entsprechenden Folgen für den Lebensmitteleinzelhandel insgesamt, für die wohnortnahe Infrastruktur sowie für die sozialen Kontakte in der Nachbarschaft. Der tägliche Einkauf diente damit immer weniger dem Austausch von Neuigkeiten und der Pflege von Bekanntschaften, sondern entwickelte sich zunehmend zu einem ebenso individuellen wie anonymen Akt.

Drittens internationalisierte sich die westdeutsche Küche zusehends und fand seit 1955 allmählich „Anschluss an die Küchen der Welt“.⁷² Verantwortlich dafür waren vor allem vier Faktoren: die steigende Kaufkraft der Arbeitnehmerhaushalte, die schon im Laufe der 1950er-Jahre immer weniger für Ernährung ausgeben mussten⁷³ und so mehr Spielraum

⁶⁸ Vgl. Michael Wildt: Abschied von der „Freßwelle“ oder: die Pluralisierung des Geschmacks. In: Alois Wierlacher, Gerhard Neumann, Hans-Jürgen Teuteberg (Hrsg.): Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder. Berlin 1993, S. 211–225.

⁶⁹ Vgl. Wolfgang König: Kleine Geschichte der Konsumgesellschaft. Konsum als Lebensform der Moderne. Stuttgart 2008, S. 96–121; das folgende Zitat ebd., S. 102.

⁷⁰ Vgl. Christian Kleinschmidt: Konsumgesellschaft. Göttingen 2008, S. 146.

⁷¹ Lydia Langer: Revolution im Einzelhandel. Die Einführung der Selbstbedienung in Lebensmittelgeschäften der Bundesrepublik Deutschland (1949–1973). Köln u. a. 2013.

⁷² Wildt, Am Beginn der „Konsumgesellschaft“, S. 230.

⁷³ Die Aufwendungen eines Arbeitnehmerhaushalts in der Bundesrepublik für Lebensmittel sanken von 48,5 % 1949 auf 41,5 % 1955 und 38 % 1960; vgl. Sabine Haustein: Vom Mangel zum Massenkonsum. Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich 1945–1970. Frankfurt a. M./New York 2007, S. 56. Zu den Folgen insbesondere für die Lebenshaltung von Arbeiter-

für den Konsum ausgefallenerer Lebensmittel hatten; die Internationalisierung der Agrarproduktion und des Handels mit Agrarprodukten; der beginnende Massentourismus, der die Deutschen zunächst insbesondere mit der italienischen Küche in Kontakt brachte,⁷⁴ sowie die Arbeitsmigration, denn mit den sogenannten Gastarbeitern kamen auch ihre Ernährungsgewohnheiten und Nationalgerichte.⁷⁵ Seit den 1960er-Jahren entstanden in der Republik immer wieder neue kulinarische Moden, die aber nicht nur Köstlichkeiten aus immer entlegeneren Teilen der Welt nach Westdeutschland brachten, sondern auch mehr oder weniger tiefen Spuren in der Alltagsküche hinterließen.⁷⁶ Von Hunger sprach in diesen Jahren des „Wirtschaftswunders“ niemand mehr; der „Traum vom Sattwerden“ (Michael Wildt) war für fast alle Westdeutschen wahr geworden.

5 Lange Schatten

Mit dem Weg von der Mangel- in die Überflussgesellschaft begannen sich auch die semantischen Vorzeichen der Rede vom Essen zu verändern, und es hielten neue Begriffe Einzug, die den Diskurs über gute Ernährung mit dem Diskurs über Gesundheit, Lebensführung und Modernität verbanden. Karrieren von Begriffen wie Vitamine, schlanke Linie, Übergewicht, Rohkost oder leichte Küche verweisen auf diese Entwicklung und stellten neben den Vorzügen auch die Risiken des Schlaraffenlands heraus, zu dem sich die Bundesrepublik des „Wirtschaftswunders“ verglichen mit den ersten Nachkriegsjahren entwickelt hatte.⁷⁷ Viele Zeitgenossen taten sich freilich schwer damit, gesundheitsfördernden Ratsschlägen zu folgen und den Hunger der Nachkriegszeit hinter sich zu lassen. Manche blieben Zeit ihres Lebens „Schnellesser“, weil sie die Furcht nicht ablegen konnten, zu kurz zu kommen, andere hatten dauerhaft das Gefühl für das rechte Maß verloren. „Ich wusste nie, wann ich satt bin“, erinnerte sich ein Zeitzeuge. „Ich wollte immer nur essen, essen, essen.“⁷⁸ Doch die Leere blieb und konnte bisweilen zu einer Art allgemeinem Lebenshunger mutieren, der sich nur schwer stillen ließ.⁷⁹ Die Hungererfahrung schrieb sich jedoch nicht nur in Erinnerung und Psyche ein, sondern auch in die Körper der Men-

haushalten vgl. *Josef Mooser*: *Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Klassenlagen, Kultur und Politik*. Frankfurt a. M. 1984, S. 74–87.

⁷⁴ Vgl. *Patrick Bernhard*: *Italien auf dem Teller. Zur Geschichte der italienischen Küche und Gastronomie in Deutschland 1900–2000*. In: *Gustavo Corni, Christof Dipper* (Hrsg.): *Italiener in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Kontakte, Wahrnehmungen, Einflüsse*. Berlin 2012, S. 217–236.

⁷⁵ Vgl. dazu im Überblick *Ulrich Herbert*: *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*. München 2001.

⁷⁶ Vgl. *Maren Möhring*: *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland*. München 2012.

⁷⁷ Vgl. *Wildt*, Am Beginn der „Konsumgesellschaft“, S. 240–253; *Weinreb*, *Modern Hungers*, S. 196–236.

⁷⁸ Vgl. *Häusser, Maugg*, *Hungerwinter*, S. 166, 198 (Zitat).

⁷⁹ Vgl. *Sabine Bode*: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Stuttgart 2016, S. 98.

schen. Chronische Krankheiten als Folge des Hungers und damit ein erhöhtes Risiko, vor der Zeit zu sterben, waren ebenso ein Symptom dafür wie „eine verringerte Fertilität von Männern und Frauen“, mit der wiederum dauerhafte Einschnitte in Biografien und Familienstrukturen verbunden sein konnten.⁸⁰

Die langen Schatten der Ernährungskrise reichten also weit über das Essen an sich hinaus und berührten ebenso den Umgang mit Lebensmitteln wie das Einkaufen, die Vorratshaltung, die Eigenproduktion – und letztlich auch Zukunftsperspektiven und Zukunftsvertrauen. Das Spektrum möglicher Verhaltensweisen war breit und reichte vom sorgsamen Umgang mit Lebensmitteln aller Art, extremer Sparsamkeit und Vorsicht bis zu Wegwerfmentalität, Verschwendug und Übermut. Für ein Oral History-Projekt sprach eine Studentin mit ihren Großmüttern über die schwierige Nachkriegszeit und glaubte, bei beiden „Spuren des Hungerns“ zu erkennen. „Die eine prasst gern, die andere ist eher sparsam und dankbar.“ [Oma] Marianne fühlt sich treffend beschrieben und bestätigt: „Ich würde fast behaupten, dass ich bei jedem Großeinkauf in einem Supermarkt Lobe-den-Herrn-Gefühle hab, ohne Ironie. Dass das wieder möglich ist, in einer Welt, die ja völlig zerstört war, das sitzt ganz tief in uns.“

Dazu passen die Befunde von Michael Prinz über die Beharrungskraft der Subsistenzwirtschaft noch im zweiten Nachkriegsjahrzehnt. „Zu Beginn der 1960er Jahre erklärten immerhin noch vier von zehn Haushalten, Boden zu bewirtschaften.“ Kleingärten, Kleintierhaltung, eigenes Obst und Gemüse vermittelten ein Gefühl der Sicherheit im prekären Frieden des Kalten Kriegs. Diese Residuen der alten Zeit verwiesen jedoch zugleich auf die profunde Verunsicherung, die manche Leidtragende der Hungerkrise nur zögerlich, andere nie oder nie vollständig ablegen konnten.⁸¹ Man könnte auch sagen, dass das „Wirtschaftswunder“ schon fast zu Ende war, als die letzten Zauderer der schönen, neuen Konsumwelt zu trauen begannen. Allerdings war dies nur die eine Seite der Medaille. Wichtiger und wirkungsmächtiger war eine „positive Korrelation zwischen Demokratie und Konsumgesellschaft“, denn es spricht vieles dafür, dass es nach den Jahren des Mangels der „entfaltete Massenkonsum“ war, der „eine entscheidend wichtige materielle und kulturelle Voraussetzung“ für die demokratische Stabilität der Bundesrepublik bildete.⁸²

⁸⁰ Tönsmeyer, Hungerökonomien, S. 699–701 (Zitat S. 701); Beispiele finden sich bei Häusser, Maugg, Hungerwinter, S. 203–205, und Bode, Vergessene Generation, S. 80–85; zum Folgenden vgl. ebd., S. 76 f.

⁸¹ Vgl. Michael Prinz: Der Sozialstaat hinter dem Haus. Wirtschaftliche Zukunftserwartungen, Selbstversorgung und regionale Vorbilder: Westfalen und Südwestdeutschland 1920–1960. Paderborn u. a. 2012, S. 300–379, Zitat S. 379.

⁸² Andreas Wirsching: Politische Generationen, Konsumgesellschaft, Sozialpolitik. Zur Erfahrung von Demokratie und Diktatur in Zwischenkriegszeit und Nachkriegszeit. In: Anselm Doering-Manteuffel (Hrsg.): Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München 2006, S. 43–64, hier S. 58 f.